

(Nachdruck verboten.)

881

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Ludmilas feuchte Stimme zitterte, dann floß ihre Rede wieder nachdenklich und leise hin.

„Mein Sohn wird von einem bewußten Feinde derjenigen erzogen, die ich für die besten Menschen von der Welt halte. Der Junge kann als mein Feind heranwachsen . . . Bei mir kann er nicht leben, ich führe einen fremden Namen. Ich habe ihn acht Jahre nicht gesehen . . . das ist viel — acht Jahre!“

Sie blieb am Fenster stehen, blickte auf den blassen, öden Himmel und fuhr fort:

„Wenn er bei mir wäre, wäre ich stärker. Selbst, wenn er tot wäre, wäre mir wohl leichter zu Mute . . .“

Und nach kurzem Schweigen fügte sie laut hinzu:

„Dann wüßte ich doch, daß er nur tot ist, nicht aber ein Feind dessen, was über dem Muttergefühl steht, was am allernotwendigsten und teuersten im Leben ist.“

„Ach, meine Liebe!“ sagte die Mutter leise und fühlte, wie Mitleid ihr das Herz verbrannte.

„Sie sind glücklich!“ meinte Ludmila mit bitterem Lächeln. „Das ist prächtig — Mutter und Sohn nebeneinander . . . das findet man selten!“

Frau Blawow rief unerwartet:

„Ja, es ist schön!“ Und als teifte sie ihr ein Geheimnis mit, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort: „Ein ganz anderes Leben! . . . Alle — Sie, Nikolai Iwanowitsch, alle Leute, die das Werk der Wahrheit bereiten — stehen ebenfalls nebeneinander! . . . Die Menschen sind plötzlich verwandt geworden . . . ich verstehe alle . . . die Worte kann ich nicht immer begreifen, aber alles andere — ist mir klar . . . alles!“

„Ach so!“ murmelte Ludmila. „So . . .“

Die Mutter legte ihre Hand auf Ludmilas Brust, drückte sie leise und sprach fast flüsternd, als wenn sie selbst das betrachtete, worüber sie sprach.

„Die Kinder gehen in die Welt! Das ist es, was ich verstehe — die Kinder gehen in die Welt, über die ganze Erde, alle, von überall her — demselben Ziel entgegen! Die besten Herzen, Leute mit rechtschaffenem Verstande ziehen unaufhaltbar gegen alles Böse, alles Dunkle zu Felde, ziehen dahin, zertreten die Rüge mit festen Tritten . . . Jung und gesund, verwenden sie ihre unüberwindlichen Kräfte, alle auf das eine — auf die Gerechtigkeit! Sie ziehen aus, um allen menschlichen Kummer zu besiegen, sind gewappnet, alles Unglück der ganzen Erde zu vernichten, wollen alles Garstige bezwingen und — werden es bezwingen! Wir zünden eine neue Sonne an, hat mir einer gesagt. Wir schaffen ein Herz im Leben, wir vereinigen alle zerschlagenen Herzen in ein einziges! Und — das werden sie!“

Sie erhob die Hand zum Himmel

„Da ist eine Sonne.“

Und schlug sich gegen die Brust.

„Hier zünden sie eine andere, die viel größer ist, als die himmlische Sonne, die Sonne menschlichen Glückes an, die wird in alle Ewigkeit die ganze Erde und alle Wesen, die auf ihr leben, mit dem Licht der Liebe jedes Menschen zu allen und allem erleuchten!“

Ihr fielen die Worte vergessener Gebete ein, sie entzündete sie im neuen Glauben und warf sie wie Funken aus ihrem Herzen.

„Allen bringen die Kinder Liebe, indem sie die Wege der Wahrheit und Vernunft gehen und über alles wölben sie neue Himmel, alles erleuchten sie mit unbergänglichem Feuer, das von der Seele aus ihren tiefsten Tiefen entspringt. So wird in der Flamme der Kinderliebe zu aller Welt ein neues Leben geschaffen. Und wer löscht diese Liebe wohl aus, wer? Welche Kraft ist größer als sie, wer bezwingt sie? Die Erde hat sie geboren, und das ganze Leben will ihren Sieg . . . das ganze Leben!“

Sie ging vor Erregung müde von Ludmila fort und ließ sich schweratmend nieder. Ludmila trat ebenfalls be-

hutsam beiseite, als fürchtete sie, etwas zu zerstören. Sie bewegte sich geschmeidig im Zimmer hin und her, blickte mit ihren tiefen, matten Augen vor sich hin und erschien noch größer, gerader und dünner. Ihr hageres, strenges Gesicht zeigte einen gespannten Ausdruck, und ihre Lippen waren nervös zusammengepreßt.

Die Stille im Zimmer beruhigte die Mutter schnell. Als sie Ludmilas Stimmung wahrnahm, fragte sie halblaut: „Ich habe vielleicht etwas nicht richtig gesagt?“

Ludmila wandte sich schnell um, blickte sie wie erschreckt an und jagte hastig, indem sie die Hände gegen die Mutter ausstreckte, als wollte sie etwas zurückhalten:

„Alles richtig . . . richtig! . . . Aber wir wollen nicht weiter darüber reden . . . es soll so bleiben, wie Sie es gejagt haben . . . ja?“ Und fuhr ruhiger fort: „Sie müssen schon bald fahren . . . es ist ja weit!“

„Ja, bald! Ach, wie freue ich mich, wenn Sie wüßten! Ich bringe das Wort meines Sohnes, das von meinem Fleisch und Blut! Das ist ja wie meine eigene Seele!“

Sie lächelte, aber ihr Lächeln spiegelte sich undeutlich in Ludmilas Gesicht wieder. Die Mutter fühlte, daß Ludmila durch Zurückhaltung ihre Freude abkühlte, und in ihr entstand plötzlich der dringende Wunsch, in diese mürrische Seele ihr Feuer strömen zu lassen, sie zu entzünden, damit auch sie harmonisch in den Klang ihres freudenvollen Herzens einstimme. Sie nahm Ludmilas Hand, drückte sie fest und sagte:

„Meine Liebe! Wie schön ist es, wenn man weiß, daß es im Leben schon ein Licht für alle Menschen gibt und daß die Zeit nicht fern ist, wo alle es sehen werden . . .“

Ihr gutes, großes Gesicht zitterte, ihre Augen lächelten strahlend, und die Brauen zitterten über ihnen, ihren Glanz gleichsam beflügelnd. Große Gedanken berührten sie, sie legte alles in sie hinein, wovon ihr Herz brannte, alles was sie hatte durchleben können, und sie preßte die Gedanken in feste, grobe, helle Wortkristalle. Sie entstanden immer zahlreicher in ihrem herbstlichen, von der schöpferischen Kraft der Frühlingsstonne beleuchteten Herzen, blühten und erglühten immer heller, immer bunter in ihm.

„Das ist als wenn uns Menschen ein neuer Gott geboren wird! Alles für alle, alle für alles, das ganze Leben in einen und in jedem das ganze Leben! Und jeder für das ganze Leben! So verstehe ich Euch alle. Dazu seid Ihr auf der Welt, das sehe ich! In Wahrheit seid Ihr alle Genossen, alle Verwandte, denn alle seid Ihr Kinder einer Mutter — der Wahrheit. Die Wahrheit hat Euch geboren und durch ihre Kraft lebt Ihr!“

Wieder von ihrer Erregung überströmt, hielt sie inne, schöpfte Atem, breitete mit einer Bewegung die Hände aus, als wolle sie etwas umarmen und sagte:

„Und wenn ich für mich dieses Wort ausspreche: Genossen, so höre ich mit dem Herzen — sie kommen! Sie kommen von allen Seiten in Massen und gehen alle demselben Ziel entgegen! Ich höre solch tönenben, frohen Lärm wie Feiertagsleuten von allen Kirchen der Erde . . .“

Sie hatte erreicht, was sie wollte. Ludmilas Gesicht flammte erstaunt auf, ihre Lippen zitterten, und eine nach der anderen rollten aus ihren matten Augen große, durchsichtige Tränen über die Wangen.

Die Mutter schloß sie fest in ihre Arme, lächelte lautlos, milde, stolz über ihren Herzenssieg.

Als sie sich verabschiedeten, blickte Ludmila in ihr Gesicht und fragte leise:

„Sie wissen, daß es schön mit Ihnen ist?“

Und gab selbst die Antwort:

„Sehr! Wie morgens hoch auf einem Berge . . .“

XXIX.

Auf der Straße umring trodene, feste Frostluft den Körper, drang in den Hals, kitzelte in der Nase und preßte einen Augenblick den Atem in der Brust zusammen. Die Mutter blieb stehen und blickte um sich: In ihrer Nähe hielt an einer Straßenecke ein Kutscher in zottiger Pelzmütze, weiterhin ging ein Mensch gebückt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen und vor ihm lief tänzelnd ein Soldat, der sich die Ohren rieb.

„Der Soldat muß in einen Sack geschickt sein!“ dachte sie im Vorwärtsgehen und hörte mit Vergnügen, wie der Schnee jung und laut unter ihren Füßen knirschte. Auf dem Bahnhof kam sie zu früh an, ihr Zug stand noch nicht bereit, aber in dem schmutzigen, rauchgeschwärzten Wartesaal dritter Klasse war schon viel Publikum versammelt. Die Kälte hatte Straßenarbeiter, Kutscher und schlecht gekleidete, obdachlose Leute hineingetrieben. Auch Passagiere waren zugegen, ein paar Bauern, ein dicker Kaufmann im Waschbärpelz, ein Poje mit seiner Tochter, einem podennarbigem Mädchen, fünf Soldaten und geschäftige Bürgerleute. Die Kälte hatte rauchten, unterhielten sich, tranken Tee und Brantwein. Am Büfett lachte jemand dröhnend, über den Köpfen schwebten Rauchwolken. Die Tür kreischte beim Aufmachen, die Scheiben zitterten und klirrten, wenn sie geräuschvoll zugeschlagen wurden. Ein dicker Geruch von Tabak und Salzfish drang in die Nase.

Die Mutter setzte sich am Eingang so hin, daß man sie sehen konnte und wartete. Wenn die Tür geöffnet wurde, flog eine Wolke kalter Luft über sie hin, das war ihr unangenehm und sie atmete sie mit vollen Lungen tief ein. Leute, die schwer bekleidet waren und ungeschickt in der Tür hängen blieben, traten mit Bündeln in der Hand ein, schimpften, warfen ihre Sachen auf den Fußboden oder auf die Bank, schüttelten den trockenen Reif von ihren Rockkragen und Ärmeln, wischten ihn aus dem Bart und stöhnten . . .

Jetzt trat ein junger Mensch mit einem gelben Koffer in der Hand ein, blickte sich schnell um und ging direkt auf die Mutter zu.

„Nach Moskau?“ fragte er halblaut.

„Ja. Zu Tatjana.“

„Da.“

Er stellte den Koffer neben sie auf die Bank, zog schnell eine Zigarette heraus, zündete sie an, lüftete seine Mütze und ging schweigend durch die andere Tür davon. Die Mutter streichelte mit der Hand die kalte Oberfläche des Koffers, stützte ihren Ellbogen darauf und begann zufrieden das Publikum zu mustern. Nach einer Minute stand sie auf und ging zu einer anderen Bank, näher dem Perronausgang. Den Koffer hielt sie leicht in der Hand, er war nicht groß; so ging sie mit erhobenem Kopf und betrachtete die Personen, die vor ihr auftauchten.

Ein junger Mensch im kurzen Paletot und mit aufgefärrampften Kragen stieß mit ihr zusammen und sprang schweigend beiseite, indem er mit der Hand an den Kopf fuhr. Ihr kam an ihm etwas bekannt vor, sie blickte sich um und sah, daß er mit einem hellen Auge hinter seinem Kragen hervor nach ihr hin schielte. Dieser aufmerksame Blick verfehlte ihr einen Stich, die Hand, in der sie den Koffer hielt, zitterte und die Last wurde plötzlich schwer.

„Ich habe ihn irgendwo gesehen!“ dachte sie und unterdrückte mit diesen Gedanken das unangenehme und unklare Gefühl, das ihr Herz leise aber machtvoll kalt zusammen schnürte. Aber es wuchs und stieg bis in den Hals hinauf, erfüllte den Mund mit trockenem, bitterem Geschmack, sie fühlte den unbezwinglichen Wunsch, sich umzuwenden und noch einmal hinzusehen. Sie tat es — der Mensch trat auf derselben Stelle vorsichtig von einem Fuß auf den anderen, es war, als beabsichtige er etwas und könnte sich nicht dazu entschließen. Seine rechte Hand war zwischen die Rockknöpfe geschoben, die andere hielt er in der Tasche, davon erschien die rechte Schulter höher als die linke.

(Schluß folgt.)

Pflanzenbewegungen.

Manche Pflanzenbewegung läßt sich auf experimentalem Wege leicht nachweisen. Bei etlichen solcher Bewegungen handelt es sich um eine bleibende Veränderung in der Form des Gewächses, bei anderen nur um eine augenblickliche Formveränderung, die hinterher wieder aufgehoben wird. Letztere sind am auffälligsten. Der Uebergang in die sogenannte Schlafstellung bei Blumen und Blättern gehört hierher. Wer den Anblick einer Blumenwiese am hellen Tage mit dem Bild der Wiese vom frühen Morgen vergleicht, dem wird es nicht entgehen, daß am Tage die Blumen ihre Kronen alle geöffnet haben, während diese in den Morgen- und Abend- und auch in den Nachtstunden zumeist geschlossen sind. Manche Pflanzen, wie der Sauerklee und viele Schmetterlingsblütler legen ihre Blattfiedern zusammen. Die Ursache dieser Bewegung ist in der Temperatur und in der Luftfeuchtigkeit zu suchen, denn

manche Pflanzen schließen ihre Blumen vor Eintritt von Regen, die Wetterdistel beispielsweise.

Eine weniger schnell bemerkbare Bewegung wird durch die Schwerkraft bedingt, die die Wurzel senkrecht nach unten und den oberirdischen Sproß senkrecht nach oben wachsen läßt. Eine Erbsen- oder Bohne mag in der Erde liegen, wie sie will, stets strebt die keimende Wurzel nach unten und der Trieb nach oben; so oft die Lage eines Keimlings auch verändert werden mag, dieser Trieb ist nicht zu unterdrücken. Dieser Reiz macht sich sogar oft dann noch bemerkbar, wenn das Wachstum bereits beendet ist. So richten sich zu Boden geschlagene reife Getreidehalme in den Knotengelenken wieder auf. Mit dem Wachsen hat also dieser Trieb nichts gemein.

Nicht minder eigenartige Bewegungen ruft der Lichtreiz bei den Pflanzen hervor. Die oberirdischen Organe wachsen dem Licht entgegen, die unterirdischen wenden sich vom Licht ab. Dafür haben wir die besten Beweise in unseren Zimmerpflanzen, die in Folge der einseitigen Beleuchtung ein einseitiges Wachstum aufweisen. Wenn eine solche Zimmerpflanze einmal umgedreht wird, so daß die seither dem Zimmer zugewendete Seite jetzt nach dem Licht gekehrt ist, so drehen und wenden die Blätter sich solange bis die Blattflächen in ihrer Oberseite wieder alle dem Lichte zugekehrt sind. Bei Pflanzen mit schnellem Wachstum läßt sich das sehr schnell feststellen, so bei Schiefblättern, Geranien, Fuchsien, bei denen die ersten Spuren der Bewegung nach wenigen Stunden bemerkbar sind. Je stärker der Lichtreiz ist, um so schneller erfolgt das Drehen und Wenden der Blätter und Blattstiele.

Manche Blumen folgen direkt dem Laufe der Sonne, so die bekannte Sonnenblume, der Wiesenbocksbart u. a. m.

Die Wurzeln der Pflanzen wenden sich dagegen vom Lichte ab. Diese durch den Lichtreiz hervorgerufenen Bewegungen lassen sich durch ein einfaches Experiment leicht verfolgen. Einen Erbsen- oder ähnlichen Keimling bringen wir mittels etwas Watte und eines Pappdeckels derart auf ein mit Wasser gefülltes Glas, daß nur die Wurzel in das Wasser hineinragt. Um das Ganze stellen wir eine Papphülle, so daß der Keimling vollständig vom Lichte abgeschlossen ist. Bei seinem Weiterwachsen wird der Keimling von einer Spitze bis zur anderen eine vertikale Linie bilden. Nun machen wir einen schmalen Ritzy von oben nach unten in die Papphülle und stellen die Vorrichtung an das Fenster, so daß das Licht direkt durch den Ritzy auf den Keimling fällt. In wenigen Stunden werden wir deutlich bemerken können, wie das Stengelglied sich nach dem einfallenden Lichte hinkrümmt, während das Wurzelende eine Krümmung nach der entgegengesetzten Seite beschreibt.

Kleine einzellige Algen, die in einer Wassertschüssel frei herumschwimmen, ziehen, sobald die Schüssel an wenig heller Stelle des Zimmers steht, nach dem hellsten Teile der Schüssel; bringen wir dann die Schüssel an das hellbeleuchtete Fenster, so wenden sich die Pflänzchen soweit als möglich vom Licht ab. Nur im zerstreuten Licht werden die Algen die Schüssel gleichmäßig ausfüllen. Auch chlorophyllfreien Pflanzen ist dieser Lichtreiz eigen; so treibt der Schimmelpilz seine Fortpflanzungsorgane dem Lichte entgegen.

Nicht nur an äußeren Organen ruft der Lichtreiz Bewegungen hervor, sondern auch im Pflanzeninnern treten solche auf. Die Chlorophyllkörper sind es, welche unter dem Einfluß des Lichtes bestimmte Wanderungen im Zellinnern ausführen. Je nach der Stärke des Lichtes setzen sie sich diesem mehr oder weniger aus.

Ganz eigener Natur sind die Bewegungen der Ranken- und Klettergewächse. Berühren wir die Ranken eines Weinstocks (nicht den wilden Wein) etwa mit einem Stabe, so wird nach einiger Zeit eine kleine Einbiegung an der berührten Stelle wahrnehmbar sein. Bleibt der Stab bei der Ranke, so wird diese ihn binnen kurzer Zeit umwickelt haben. Der Grad der Reizbarkeit ist bei den verschiedenen Pflanzen sehr verschieden, sie ist überhaupt nur vorhanden, während die Ranke das letzte Viertel ihrer Länge produziert. Die vollständig ausgewachsene Ranke ist nicht mehr reizbar. Bei windenden Pflanzen ist die Sproßspitze der Sitz der Reizbarkeit.

Von den Bewegungen des wilden Weins sagt Franco: „Wie ein Polyp mit tausend Fangarmen, so streckt er Ranke um Ranke tastend in die Luft. Und hat man gut acht, verweist man einen Vormittag dabei, so bemerkt man, wie sie wirklich suchen und tasten, indem ihre Spitzen sachte Kreise beschreiben, je einen in 67 Minuten. Die Ranke steigt dabei langsam in die Höhe; andere folgen ihr, und so stehen an warmen Sonnentagen (denn nur dann sieht man es gut) vor der lauschigen Weinlaube hunderte Polypenarme, zitternd und schauernd, wie vor Oer, aber nicht nach einem Dyer langend, sondern nach einer neuen Stütze für den schweren Stod. Finden sie keine, so senken sie sich herab, gibt es auch unten kein Gefäß, keine Mauer, kein Gitter zum Anklamern, so steigen sie wieder in die Höhe, aber immer bleiben sie an der Oberfläche, an den günstigsten Punkten, um neue Stützen zu finden. Haben sie eine erreicht, dann kommt erst richtiges Leben in die Ranke. Sofort — man stellte eine Frist von 20 Sekunden fest — umschlingt ihr ohnedies meist schon gebogenes Ende ringförmig den Gegenstand, und binnen einer Stunde hat sie sich unauflösbar darum gewunden, daß sie selbst mit Gewalt nur schwer entfernt werden kann. Dann zieht sie sich schraubenförmig zusammen und zieht durch diese Verkürzung den Stamm empor.“

So klettert der wilde Wein, die Jaunrübe und manche ähnliche Pflanze vermittle Eigenbewegungen langsam aber sicher an Wänden hinauf. Dem Feu eben derartige Weiveamäckerbewegungen aber

vollständig ab, er vermag sich nur mittels seiner Haftwurzel an dem Mauerwerk festzuhalten.

Einen anderen Reiz übt das Wasser auf manche Pflanze aus und veranlaßt wieder eigenartige Bewegungserscheinungen. Die Wurzeln suchen im allgemeinen das Wasser, das gleiche gilt von gewissen Schleimpilzen, die bei ihrer Sucht nach dem Wasser selbst größere Hindernisse zu nehmen wissen. Während der Fruchtbildung ziehen diese Organismen sich jedoch vom Wasser zurück.

Weiter wäre hier noch der Wärme zu gedenken, die nach Uebersteigerung der den jeweiligen Pflanzen zuträglichen Höhe die Pflanze zwingt, sich von der Wärmequelle abzuwenden. Andererseits wachsen die Pflanzen der Wärmequelle entgegen, wenn der Wärmegrad unter jenem Maß bleibt, welches die betreffende Pflanze zu ihrer natürlichen Entwicklung bedarf. Auch die Protoplasmastromung in den Zellen ist abhängig von der Wärmemenge.

Schnelle Bewegungen lassen sich beobachten bei dem bekannten Milhmilchmüch, auch schamhafte Sinnpflanze genannt, *Mimosa pudica*, bei dem Sonnenanstrich, einer insektenfressenden Pflanze unserer Torfmoore, bei den Blumen des Sauerdorns, deren Staubgefäße sich sofort der Kälte nähern, wenn ihr unterer Teil berührt wird, bei den Kornblumen, wo ein leichter Druck auf die Scheibenblüten genügt, die Pollenmasse hervorquellen zu lassen. So ließe sich noch eine Reihe von weiteren Beispielen von Eigenbewegungen im Pflanzenreiche anführen, alles Bewegungen, die unabhängig sind von dem Weiterwachsen der Gewächse.

Alle diese angeführten Bewegungen werden durch Reize mechanischer Natur veranlaßt. Doch kennt der Pflanzenphysiologe auch Bewegungen, die auf chemische Reize zurückzuführen sind, so bei den Sporen der Farne und Moose.

Die Wissenschaft beschäftigt sich in neuester Zeit eingehender mit dem Forschen nach den Ursachen dieser Bewegungserscheinungen. In manchen Fällen ist es gelungen, hier ganz eigenartige Beobachtungen zu machen, aber es ist noch nicht in allen Fällen möglich gewesen, den Schleier vollständig zu lüften. Die eigenartigen Organe, welche man teilweise als den Sitz der Reizempfindung kennen gelernt hat, haben veranlaßt, daß das Wort von einem „Seelenleben“ der Pflanze wieder gang und gäbe wird. Richtiger wäre es, von einem „Sinnesleben“ zu sprechen.

Kleines feuilleton.

Wie Goethe arbeitete, darüber findet sich in dem neuesten Heft der von Wilhelm Vobe herausgegebenen Stunden mit Goethe eine höchst charakteristische Mitteilung des letzten Sekretärs Goethes, Christian Schudardt. Goethe hat Schudardt „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ in die Feder diktiert und dabei die erstaunliche Kraft, Sicherheit und Klarheit seines Geistes in so hohen Zahlen in bewundernswürdiger Weise bekundet. „Er tat dies so sicher, fließend,“ schreibt der Sekretär, „wie es mancher nur aus einem gedruckten Buch zu tun imstande sein würde. Wäre das ruhig und ohne äußere Störung und Unterbrechung geschehen, so würde ich kaum aufmerksam geworden sein. Dazwischen aber kam der Barbier, der Friseur, der Bibliotheksdiener, öfter der frühere Sekretär Goethes, der Kanzlist, welche alle die Erlaubnis hatten, unangemeldet einzutreten. Der Kammerdiener meldete einen Fremden an, mit welchem sich Goethe, falls der Annahme, längere oder kürzere Zeit unterhielt; dazwischen trat auch wohl jemand aus der Familie ein. Der Barbier und Friseur erzählte, was in der Stadt etwa passiert sei, der Bibliotheksdiener berichtete von der Bibliothek usw. Wie beim Anknöpfen das kräftige „Herein!“ ertönte, beendigte ich den letzten Satz und wartete, bis der Antwesende sich wieder entfernte. Da wiederholte ich soviel, als mir für den Zusammenhang nötig erschien, und das Diktieren ging bis zur nächsten Störung, als wäre nichts vorgefallen. Das war mir doch zu arg, und ich sah mich überall im Zimmer um, ob nicht irgendwo ein Buch, ein Konzept oder Brouillon läge, in das Goethe im Vorübergehen schaute (während des Diktierens wanderte derselbe nämlich ununterbrochen um den Tisch und den Schreibenden herum), aber niemals habe ich das Geringste entdecken können. Als ich meine Verwunderung darüber gegen Hofrat Meyer, Goethes langjährigen Freund, äußerte, nahm er das als etwas ihm ganz Bekanntes auf und erzählte mir einen anderen Fall: Auf einer langjahren Fahrt von Jena nach Weimar habe ihm Goethe den ganzen Roman „Die Wahlverwandtschaften“ erzählend vorgetragen, und zwar in einer Weise fließend, als habe er ein gedrucktes Exemplar vor sich; und doch sei damals noch kein Wort davon niedergeschrieben gewesen. Während des Diktierens kam es auch nicht selten vor, daß Goethe plötzlich stehen blieb, wie man etwa tut, wenn man eine Gruppe Menschen oder einen anderen Gegenstand unermutet vor sich sieht, welche die augenblickliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese schien er sofort künstlerisch zu gestalten und zu gruppieren. Mit ausgebreiteten Händen und unter Beugung des Körpers nach der einen oder anderen Seite brachte er den Gegenstand ins Gleichgewicht und in kunstgerechte Stellung. War ihm das gelungen, so rief er gewöhnlich: „So recht! ganz recht!“ Anfangs wurde es mir fast unheimlich bei dieser Unterhaltung mit der unsichtbaren Gesellschaft, seinen eigenen Kunstgebilden. Es wurde mir aber dadurch anjaulich klar, daß die ganzen Figuren und Situationen, der ganze Verlauf der Handlung, lebendig vor seiner Seele vorüberzogen. Es wird dadurch erklärlich, was in verschiedener Weise

schon öfter bemerkt worden ist, daß Goethes Darstellungen klar, wahr und lebendig sind, es sind keine bloßen Reflexionen, es sind künstlerische Anschauungen“.

Theater.

Kammerspiele: Esther, Fragment von Franz Grillparzer; Der Diener zweier Herren, Lustspiel in zwei Aufzügen von Goldoni. Das Estherfragment kam in der von Verthold Held als Regisseur geleiteten Aufführung in eigenartigem Kolorit heraus. Dekoration, Kostüme, das Spiel der Hauptdarsteller, alles wirkte ohne störende, naturalistische Kleinigleitskramerei zum Eindruck orientalischer Raffinesse zusammen. Möglicherweise, daß die Ugentuierung des Ethnologischen in das Werk Grillparzers, der mit dem „Geist der Zeiten“ stets in freierem Spiel umspringt, etwas hineinträgt, was abseits von des Dichters Absichten liegt. Aber selbst wenn dem so wäre, würde das noch immer keinen entscheidenden Einwand gegen den Stil der Darstellung begründen, denn sie verdunkelte nichts, was poetisch wertvoll wäre, sondern erhöhte nur den nicht übergroßen Reichtum der Dichtung durch Reize neuer Lichter. Die Betonung des Raffemäßigen erwies sich als ein Mittel zur Steigerung der Illusion.

In den ersten Szenen, bei der Zusammenkunft der Höslinge und Priester, überwiegt das äußerlich Materielle, doch das Erscheinen Wegeners am Schluß des Auftritts vertiefte dann sofort den Eindruck. Sein König hatte, nicht nur im Gewand, in Ton und Miene, auch in der Besenheit, in der weidlich zerfloffenen Stimmung den müden Ueberdruß und im jäh aufflackernden Borne ein Etwas, das an das Asiatentum des Herrschers glauben ließ. Die Esther der Escholdt war ohne jede Spur ausdringlicher Prononciation, ein leibhaftiges Judenmädchen, Aug, munter, mit heller Stimme — ein argloses Geschöpf, welches die Weisheit, die den König stauen macht, keiner überragenden Geinatur, sondern der einfachen Unschuld ihrer Jahre und dem läutenden Einfluß ihres Pflegevaters Mardochai verdankt. Was sie auch sagte, kam mit einer heiter schlichten Selbstverständlichkeit trefflicher überzeugend heraus. Ihr Spiel reichte in der Kunst der Veranschaulichung an ihre berühmtesten Leistungen im Kleinen Theater heran und zeigte die Elastizität dieses Talentes, von dem man geglaubt hatte, es überschreite nicht den engen Umriss von Strindbergs und Webefinds perverster Weibgestalten. Auch Herrn Pagans Mardochai war echt vom Scheitel bis zur Sohle. In der Schlussszene, der Begegnung Esthers mit dem Könige, erreicht die farbige Lebendigkeit der Darstellung den Gipfelpunkt. Meisterhaft war es, wie Frau Escholdt hier in der Art der Verebtheit und Mimik leise Esthers Blut durchfließen ließ, wie im Zusammenspiel das Aufblühen und Anschwellen des Gefühls zum Ausdruck kam.

Das den Abend schließende Goldonische Lustspiel, dem ohne Titel kein Mensch die Verühntheit des Verfassers anmerken würde — er gilt als der große Reformator der italienischen Bühne im 18. Jahrhundert, seine Verehrer vergleichen ihn mit Molière — war offenbar gewählt, um Herrn Diensfeldt, dem unvergeßlich drohtigen Monomanen in Courtelines „Herrn Kommissar“, Gelegenheit zu geben, all seine drastischen Humore loszulassen. Er war in äußerst aufgeräumter Laune, ein Harlekin, der es an fixer Komik der Verebentungen, der Purzelbäume und des Gesichterschneidens wohl gewiß mit jedem Schauspielers-Zeitgenossen des Dichters aufgenommen hätte. Aber die Späße der Komödie erdienten so plump, blieben so weit selbst hinter der Durchschnittstechnik des heutigen Schwanks zurück, daß trotz besten Willens, „historisch“ zu genießen, nur eine magere Fröhlichkeit zustande kam.

Münchener Theater. Die Robitäten-Lotterie im Münchener Schauspielhaus hat nach dem glücklichen Treffer der Schawischen „Heuchler“ eine schmerzliche Nierte zu verzeichnen, nämlich des nicht mehr unbekanntens Romanschreibers und „Simplicissimus“-Dichters Noritz Holm dreiaktige Komödie: „Fräulein Nest“, die bei der Uraufführung unter zischendem Protest der Majorität ein wenig ehrenvolles Begräbnis erhielt. Vom Lantiementeußel verführt, hat sich hier wieder einmal ein sonst geschmackvoller und feinsinniger Autor umsonst auf das Gasseniveau einer mit den plumpsten Mitteln arbeitenden Zone begeben. Jemand ein tieferer Sinn ist in den drei Akten, die mit Kasernenhofblüten beginnen und mit einer Flut von stiltlicher Gemeinheit aus dem Wunde einer verkommenen Sergeantenfamilie enden, nicht zu finden. Es sei denn die reale Lebensweisheit des „süßen Mädels“ vom Kommiss, daß ein Deklatsengeschäft einträglich ist wie ein verabschiedeter Leutnant ohne Mittel. „Fräulein Nest“ spielt in einer Münchener Kaserne und spielt die gute Lebensart adeliger Offiziere gegen den verrohten Ton einer armen Unteroffiziersfamilie aus. Soll das vielleicht „Simplicissimus“-Stil sein? Herr Holm hat sich umsonst bemüht, das erhoffte Geschäft kam nicht zu stande.

Naturwissenschaftliches.

Die künstliche Fortpflanzung des Lebens. Da in den letzten Wochen viel Aufsehens von Forschungen gemacht worden ist, die eine künstliche Fortpflanzung bei Tieren erreicht haben sollen, ist es ein Akt der Gerechtigkeit, darauf hinzuweisen, daß der deutsch-amerikanische Professor Jacques Loeb schon vor mehreren Jahren diese Möglichkeit entdeckt und durch gründliche Versuche bewiesen hat. Professor Loeb sorgt übrigens selbst dafür,

daß seine wichtigen Forschungen nicht in Vergessenheit geraten, denn er hat auf dem diesjährigen Internationalen Zoologen-Kongress in Boston einen Vortrag über die künstliche Fortpflanzung gehalten, dem er den Titel „Der chemische Charakter des Befruchtungsvorgangs“ gegeben hat. Darin sind die Ergebnisse der mit Eifer fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt worden. Man ist bisher so sehr gewohnt gewesen, den Vorgang der Befruchtung oder Fortpflanzung für einen besonderen und geheimnisvollen Lebensakt zu halten, der nur durch die unbewußte Tätigkeit der Lebewesen selbst zustande kommen kann, daß es nun allerdings wie ein Wunder berühren muß, wenn ein Gelehrter im Laboratorium die Befruchtung unbefruchteter Eier einfach auf chemischem Wege zustande bringt. Professor Loeb hält zunächst an dem Geseß fest, daß alle Lebenserscheinungen dem Grunde nach chemischer Natur sind und daß daher eine künstliche Erzeugung von Leben nur durch eine Reihe bestimmter chemischer Reaktionen erhofft werden kann. Bei dem Befruchtungsvorgang übt der Samen oder, wie er bei höheren Tieren heißt, das Spermatozoon, zwei Wirkungen auf das Ei aus: es veranlaßt seine Entwicklung, und es teilt ihm die väterlichen Eigenschaften mit. Die Forschungen von Loeb beschäftigen sich nur mit der ersteren dieser Wirkungen. Die deutlichste chemische Reaktion, die durch den Samen beim Ei hervorgerufen wird, ist eine ungeheure Zusammenhäufung von Kernstoff aus dem Gesamtstoff der Zelle. Nach dem Eindringen des Spermatozoons teilt sich der Kern des Eies allmählich in zwei, vier, acht usw. und jeder neue Kern ist von derselben Größe wie der ursprüngliche. Daraus geht hervor, daß die chemische Wirkung ohne Zweifel die Bildung von solchem Kernstoff in der Zelle ist. Nun besteht aber der Kern der Eizelle aus einem Salz, das sich aus einem Eiweißstoff als Basis und einer Säure zusammensetzt, die als Kernsäure oder Nucleinsäure bezeichnet wird; der wesentlichste Bestandteil dieser Säure scheint wiederum Phosphor zu sein. Damit wird die hohe Bedeutung des Phosphors für den menschlichen Körper noch in ein besonderes Licht gerückt. Der zum Aufbau des Kerns nötige Phosphor muß im Ei selbst enthalten sein, da sich das Ei eines Meerestieres ebenso gut in Seewasser, dem der Phosphor entzogen ist, entwickelt wie in phosphorhaltigem Wasser. Ferner ist für das Wachstum des befruchteten Eies freier Sauerstoff notwendig, denn außer der Aufnahme von Sauerstoff verurteilt oder beschleunigt der Samen noch andere Vorgänge im Ei, wie z. B. die sogenannten Hydrolysen, die nur bei Gegenwart von Sauerstoff in einer für das Leben nicht gefährlichen Weise vor sich gehen. Warum nun der Samen die Entwicklung des Eies eigentlich veranlaßt, ist noch unbekannt. Das Spermatozoon besteht aus einem Kopf und einem Schwanz, der erstere ist eigentlich ein Zellkern, der letztere ein fettiges Plasma. Das befruchtende Material muß jedoch für verschiedene Eier fast das gleiche sein, weil es sonst nicht zu verstehen wäre, was von Loeb tatsächlich nachgewiesen worden ist, daß weit entfernte Tiere wie Seelilien und Mollusken in ständiger Verbindung sind, die Eier eines Seesternes zu befruchten. Diese Entdeckung allein ist etwas ganz Besonderes. Im Ganzen zieht Loeb aus der langen Linie seiner Untersuchungen den Schluß, daß das Wesentliche beim Vorgang der Befruchtung erstens in einer Verflüssigung oder Hydrolyse oder beiden von fettigen Verbindungen und zweitens in der Einleitung von Oxydationsvorgängen in einer bestimmten Richtung beruht. Diese Theorien schweben keineswegs in der Luft, sondern künstliche Befruchtung ist dem Forscher bereits an einer ganzen Reihe verschiedener Tiere gelungen wie an Meerwürmern, Seesternen, Mollusken u. a.

Aus dem Pflanzenleben.

Wasserverdampfung der Pflanzen. Durch den Saffixom, der aus der Erde den Blättern der Gewächse die Nährsalze zuführt und dann durch die feinen Spaltöffnungen meist der Blattunterseite wieder verdampft, werden der atmosphärischen Luft täglich und stündlich ungeheure Mengen von Wasserdampf zugeführt. Schon Hales hat berechnet, daß ein einziger Stokkops täglich in zwölf Stunden 625 Gramm Wasser verdampft, und daß ein Birnbäumchen, daß nur 70 Pfund schwer ist, in zehn Stunden sogar 6,5 Kilogramm Wasserdunst an den Luftstrom abgibt. Hölzner hat die von einem Hektar Buchenhochwald vom 1. Juli bis 1. Dezember verdampfte Wassermenge auf 2,4 bis 3,5 Millionen Kilogramm berechnet. Um eine solche Menge Wasser in Dampf zu verwandeln, hätten 500 000 Kilogramm Steinkohlen oder 1 250 000 Kilogramm Holz verbrannt werden müssen. Ein Hektar Buchenwald erzeugt in hundertjährigem Betriebe höchstens 600 Kubikmeter Holz, die etwa 500 000 Kilogramm wiegen, also nicht den vierten Teil der Holzmasse, die für jene Kraftleistung nötig wäre.

Humoristisches.

I.

— Wer ist ein Mann?

Wer seiner Frau nicht allzu willig war
(Im vierzigsten und hiebten Lebensjahr)
Wer von den Vätern dieser Welt
Das „Lieben“ nicht fürs höchste hält,
Sich auch von andren Dingen was versprach
(Als von dem Aufenthalt im Schlafgemach),
Von Freundschaft, Kunst und geistigem Zeitvertreib,
Der ist ein Weib!

II.

Wer wie ein Frauenzimmer schwadroniert,
Reklame, Schliche, Ränte inszeniert,
Spitznamen, Klatsch, Privates kolportiert
Und auch hysterisch „Druffton“ mimen kann —
Der ist ein Mann!
(Alfred Kerr im „Tag“.)

— Landesverrat.

Achtzehn Monde eingespundet!
Heiliger Strohsack! Ist das Hohn?
Dieser Urteilspruch befundet
Unsre Denkeration.

Wenn so ein Sergeantenrammel
Seine Leute blutig schind't
Gibt es überall einen Hammel,
Welcher dies entschuldigbar find't.

Vieles wird dir gern verziehen:
Sei in praxi Lump und Schwein!
Aber mit den Theorien
Mußt du hübsch bescheiden sein!
(Ratatoskr im „Simplicissimus“.)

Notizen.

— Der Deutsche Monistenbund (Ortsgruppe Groß-Berlin) wird in diesem Jahre noch drei öffentliche Vorträge abhalten: am 10. November spricht Herr Lippius, der Nachfolger Stalhoffs in Bremen, über „Hädels Beirätzel“ im Kindwirth-Scharventka-Saal (Lützowstr. 76).

— Gerhart Hauptmann ist der erste vollständige Kunstabend der Stadt Charlottenburg am Sonntag, den 3. November, im Kaiser Friedrich-Gymnasium am Savignypfad gewidmet. Karten zu 50 Pf. und 1 M. in den durch Plakat bezeichneten Geschäften Charlottenburgs.

— Wilhelm Lappert, bekannt als Musikschriftsteller, Musikkenner und begeisterter Vorkämpfer Wagners, ist am Sonntag in Süddeinde gestorben. Das Elend der deutschen Kritik ist an dem Manne, der an Können und Wissen die üblichen Tageskritiker weit überragte kraft zutage getreten. Seine Rezensententätigkeit ernährte ihn nicht, und so nahm er Geschenke. Ein Prozeß, der diesen nicht gerade seltenen Fall enthielt, machte ihn unmöglich. So ist er — beinahe 78jährig — in Verbitterung gestorben.

— Premieren. Ganghofers „Sommernacht“, ein triviales Ehebruchs-drama in historischen Kostümen und Versen erregte auf dem Wiener Burgtheater allgemeine Enttäufung. — „Die rote Gred“, eine dreiaktige Gesangsoper von Julius Wittner, wurde im Stadttheater in Frankfurt a. M. günstig angenommen. — Auf dem Hamburger Thalia-theater wurde eine sündhafte Verarbeitung von Tolstois „Anna Karenina“ aufgeführt.

— Eine eigenartige Dichterehrung. Der belgische Dichter Camille Lemonnier hat von der Regierung seines Vaterlandes ein eigenartiges Anerbieten erhalten: er soll als Gast des Staates in einem idyllisch gelegenen Hause wohnen, das zu dem Museum Bierz gehört. Lemonnier hat angenommen. Er sieht in diesem freundlichen Anerbieten eine wohlgemeinte Absicht der Regierung, die mannigfachen Zurücksetzungen und Ungerechtigkeiten, die ihm während seiner langen schaffensreichen Tätigkeit zu teil geworden sind, wieder gut zu machen und er fühlt durch dieses Geschenk an einen Schriftsteller, „der viel geschrieben, unablässig gerungen und besonders gekämpft hat“, nicht so sich selbst, sondern Dichtung und Literatur überhaupt geehrt.

— Das Feuerzeug der Südsseeinsulaner. Eine eigenartige Art des Feuermachens haben die Eingeborenen in der deutschen Südsseeolonie Neu-Pommern. Nach den Beschreibungen von Dr. Böck in den „Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft“ nehmen diese Leute einen kurzen, von der Rinde befreiten Baumast, den sie Rewäta nennen, spalten ihn an einem Ende etwas auf und klemmen ein Steinchen in diesen Spalt hinein. Nun sucht man sich eine Handvoll trockenes Gras, ballt es zusammen und schiebt es in den Spalt des Knüppels unterhalb des Steines hinein. Man tritt dann auf das am Boden liegende Aststück, um es festzuhalten, zieht durch den Spalt noch einen schmalen Baststreifen „Ana“ und weht diesen in schnellster Bewegung am Steinchen hin und her. Nach etwa 30 Sekunden schon steigt Rauch auf, denn das von der Hitze ausgehörte Gras ist durch die Reibung in Brand geraten. Jeder Eingeborene in Neu-Pommern trägt einen Rewäta bei sich, der ihm auch als Spazierstock dient, ebenso stets einen Ana im Gürtel. Trockenes Holz findet er überall im Walde, so daß er niemals um Feuer in Verlegenheit kommt.